

9.-10.11.2014 – Jahrestagung des Vereins D.A.V.I.D. in Eisenach

"Aus dem Dienst gemobbt – was macht das mit mir?
Was kommt danach? Wie geht es weiter?"

Sehr geehrte Damen und Herren,
lassen Sie mich mit einem etwas ausführlicheren Beispiel aus meiner eigenen Berufsbiographie beginnen: Es war 1986. Ich war ein junger, treuherziger Pfarrer im zweiten Jahr meines Probendienstes auf einer kleinen Dorfpfarrstelle im Schwäbischen. 700 Einwohner, davon 680 Evangelische. Meine Frau und ich wurden bei meinem Dienstantritt mit offenen Armen empfangen. Der Vorgänger war dreißig Jahre auf der Stelle gewesen und allseits extrem unbeliebt. Nach seinem Ruhestand war die Stelle zwei Jahre vakant. Auch der Dekan hatte uns außerordentlich freundlich empfangen. Er war einer der wenigen Dekane, die sich offen politisch in der SPD engagierten. Zudem hatte er sich mehrfach in die Menschenketten gegen die Nachrüstung in den achtziger Jahren eingereiht. Auch der Kirchenvorstand war sehr wohlwollend und aufgeschlossen. Der Vertrauensmann des Kirchenvorstandes allerdings war ein klassisches Alphanier, jemand, der nicht nur in der Kirche, sondern auch im Dorf eine regelrechte Machtposition innehatte. Er war nämlich nicht nur zusätzlich zu seinem Amt als Vertrauensmann der Organist und der Leiter des Kirchenchores, sondern auch der einzige Lehrer an der kleinen Dorfgrundschule, die aus den Klassen eins bis vier bestand. Sein Votum entschied darüber, ob ein Kind weiter auf die Realschule oder aufs Gymnasium gehen konnte. In der zweijährigen Vakanz der Pfarrstelle hatte er die in der Gemeinde an-

fallenden Verwaltungsgeschäfte weitgehend in seine Hand genommen.

Meine Frau und ich waren froh, es so gut getroffen zu haben. Eineinhalb Jahre lang lief die Arbeit sehr vielversprechend. Meine Art, zu predigen und dass ich viele Hausbesuche machte, gefiel den Leuten. Alle waren freundlich. Ich bekam viel positive Rückmeldung und fühlte mich wohl. Nur bei besagtem Kirchenvorsteher wußte ich nie genau wo ich dran war. Er war höflich und überaus korrekt, aber das kam mir zusehends wie eine Fassade vor.

Im zweiten Frühjahr meines Dortseins entstand im Kirchenvorstand die Idee, man könnte doch die neben dem Pfarrhaus befindliche alte Pfarscheune zu einem dringend gewünschten Gemeindehaus umbauen. Schnell zeigte sich jedoch, dass die von der Kirche zugesagten Gelder nicht ausreichen würden, um das Projekt zu verwirklichen. Da schwor der Vertrauensmann den Kirchenvorstand und alle im Ort befindlichen Handwerker, die sich zur Gemeinde hielten, darauf ein, das Projekt mit weitgehender Eigenarbeit zu verwirklichen. Ich half bei den notwendigen Abrissarbeiten tatkräftig mit. Dann zog ich mich zurück, denn vom Mauern hochziehen und Installation einbauen und Boden verlegen habe ich keine Ahnung. Außerdem tummelten sich jedes Mal gegen Abend so viele Männer auf der Baustelle, dass ich wirklich überflüssig war. Die Frau des Vertrauensmannes und andere Frauen aus der Gemeinde erschienen regelmäßig

mit großen Essenskörben und versorgten die Männer. Ich tat meine Arbeit wie gewohnt und dachte mir nichts dabei. Das Gemeindehaus sollte von der Heizung im Pfarrhaus mit beheizt werden. Als ich darauf bestand, dass eine Zeitschaltuhr installiert wird, damit ich nicht persönlich vor jeder Veranstaltung die Heizung aufdrehen musste, gab es einige Diskussionen. „Da ist doch nichts dabei, Herr Pfarrer!“ Aber ich setzte mich durch. Im Laufe des Jahres spürte ich, dass die Stimmung im Kirchenvorstand schlechter wurde. Vor allem der Vertrauensmann war öfter kurz angebunden und irgendwie komisch geworden. Meine mehrfachen Fragen, ob etwas los sei verneinte er jedesmal. Am ersten Advent war die Einweihung des Hauses. Widerwillig hatte der Vertrauensmann mir die Schlüssel ausgehändigt. Bei der Feier spürte ich deutliche Ablehnung durch den Kirchenvorstand. Daraufhin luden meine Frau und ich den Vertrauensmann am Samstag vor dem zweiten Advent mit seiner Frau zum Kaffee ins Pfarrhaus ein. Ich wollte nun energischer von ihm wissen, warum denn da so schlechte Stimmung sei. Daraufhin platzte es aus ihm heraus: „Wir haben es Ihnen sehr übel genommen, dass Sie beim Bau des Hauses so wenig mitgearbeitet haben. Und ihre Frau hätte den Männern doch auch einmal Brote schmieren können.“ Meine Antwort, dass ich keine handwerklichen Fähigkeiten habe und dass die Männer durch ihre Frauen ja dermaßen überversorgt gewesen seien, dass meiner Frau gar keine Chance blieb, Brote zu streichen, ließ er nicht gelten. Als ich ihn darauf hinwies, dass Pfarrer und Kirchenvorsteher doch zu einem gewissen gegen-

seitigen Vertrauensverhältnis verpflichtet seien, nahm er mit hochrotem Kopf seine Frau an der Hand, schimpfte: „Komm wir gehen, das muss ich mir nicht länger bieten lassen!“ und stürmte aus dem Haus. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Eine viertel Stunde später klapperte es im Briefkasten. Er hatte den Zweitschlüssel des neuen Gemeindehauses und den Kirchenschlüssel hineingeworfen und dazu einen Zettel mit der Aufschrift: „Hiermit trete ich von meinem Amt als Kirchenvorsteher zurück.“

Ich war furchtbar erschrocken. Wenig später klingelte das Telefon, der Sohn des Kirchenvorstehers war dran, ein muskelgestählter Halbstarker. Er schrie mich durchs Telefon an: „Was hast du mit meinen Alten gemacht, du Kerle, du? Die sitzen beide dahoim und weinen. Du neigschmeckter Kerle. Wart nur ab. Dir werden wir es jetzt zeigen.“ Nun bekam ich es richtig mit der Angst zu tun. Ich rief den Dekan an, sagte, was geschehen ist, und dass ich bedroht würde. Er meinte ich solle mich nur ja ruhig verhalten. Im Verlauf der nächsten Woche würde er den Kirchenvorstand zu einer Krisensitzung einberufen. Da stand ich nun, geschockt, zitternd, verunsichert. Am nächsten Morgen war Gottesdienst zum zweiten Advent. Mir war regelrecht angst, vor die Gemeinde zu treten. Was hatte ich da angerichtet? Aber hatte ich denn etwas angerichtet? Habe ich mir etwas zuschulden kommen lassen, das solche gravierenden Reaktionen rechtfertigte? Hinzu kam die Frage, ob der zurück getretene Vertrauensmann denn jetzt im Gottesdienst noch die Orgel spielen würde. Fünf Minuten vor Gottesdienstbeginn kam er und spielte tatsächlich,

würdigte mich aber keines Blickes. Von da an haben wir nur noch über Zettel miteinander kommuniziert. Am Abend dieses Sonntags war wie jedes Jahr eine große Laienspielaufführung im Dorf. Meine Frau und ich gingen hin. Die anwesenden Kirchenvorsteher schauten mich nicht an, tuschelten aber miteinander und warfen uns verstohlen finstere Blicke zu. An einem der nächsten Tage fand die Krisensitzung des Kirchenvorstandes statt. Der Dekan war sehr freundlich zu den Kirchenvorstehern und eisig kalt zu mir. Er gab dem Vertrauensmann die Gelegenheit, eine vierseitige Stellungnahme zu verlesen, in der er aufzählte, was er alles für die Gemeinde getan hatte und seine Kündigung damit erklärte, dass ich so ein schlechter Pfarrer sei. Als ich mich verteidigen wollte, verbot mir der Dekan den Mund. Dann wurde ich rausgeschickt und der Kirchenvorstand verhandelte ohne mich. Zum Schluss wurde ich wieder hereingerufen und man sagte mir, dass eine große Vertrauenskrise entstanden sei, dass man aber die anstehenden Feiertage als Bedenkzeit nutzen wolle und erst im Januar wieder zu einer Sitzung zusammenkommen werde. Als ich den Dekan um ein persönliches Gespräch bat, sagte er mir kühl dass er in diesem Jahr keine Zeit mehr habe, und dass ich schauen soll, dass die Dinge wieder in Ordnung kommen. Ich war verzweifelt und aufgeregt, nahm aber meinen gewohnten Dienst wieder auf. An den nächsten Sonntagen war die Kirche viel voller als sonst. In jedem Gottesdienst knisterte regelrecht die Spannung. Beim Hinausgehen gaben mir aber viele Gemeindeglieder nach wie vor freundlich die Hand. Nach Neujahr führen

meine Frau und ich für ein paar Tage weg. Als wir wiederkamen, waren vor der Dorfgaststätte viele Autos geparkt. Nach einer Stunde klingelte es an Tür. Davor stand ein Gemeindeglied mit einem Zettel in der Hand. „Herr Pfarrer, wir haben erst langsam mitbekommen, was sich da im Kirchenvorstand abgespielt hat. Nun sind wir zusammengekommen, um eine Vertrauensabstimmung über Sie durchzuführen. 175 Leute waren da. Ergebnis: 160 haben Ihnen das Vertrauen ausgesprochen, 6 waren dagegen, 9 Enthaltungen.“ Nun begann die Gemeinde Jagd auf ihren Kirchenvorstand zu machen. Einige Kirchenvorsteher bekamen beleidigende anonyme Postkarten. Rücktrittsforderungen wurden immer lauter. Dem Organisten wurde ein Möbelwagen vor die Haustür geschickt. Die Packer sagten seiner konsternierten Frau, sie hätte sie doch bestellt, weil sie umziehen wollten. Der Dekan kam zu der vor Weihnachten verabredeten Sitzung, forderte mich aber wieder auf, nur ja still zu sein. Der Vertrauensmann schied aus dem Kirchenvorstand aus. Mit den anderen wurde verabredet, dass man zum Wohle der Gemeinde weiter zusammenarbeiten wolle. Ich hatte ursprünglich vorgehabt, mich auf diese Stelle nach dem Probedienst zu bewerben, habe dann aber trotz intensiver Bitten vieler Gemeindeglieder davon Abstand genommen, denn auf einen Kriegsschauplatz wollte ich mich nicht bewerben..

Sehr geehrte Damen und Herren, an der Tatsache, dass ich Ihnen diese Dinge so ausführlich erzähle, merken Sie schon, dass mir diese Begebenheit, die jetzt etwa dreißig Jahre her ist, immer noch in den Knochen

sitzt. Und genau das ist das erste, das es mit einem macht, wenn man so etwas erlebt: Man wird es sein Leben lang nicht vergessen. Es bleibt ein traumatisches Ereignis in der eigenen Berufsbiographie. Das zweite, was so ein Erlebnis mit einem macht, vor allem, wenn es einem am Anfang des Berufslebens widerfährt, ist eine tiefgreifende Verunsicherung, die bis an die Grundfesten der beruflichen und persönlichen Identität geht. Es ist ein Schock für das Selbstvertrauen. Im Betroffenen regen sich bohrende Fragen: Was ist hier los? Ich habe mich doch mit allen Kräften bemüht, meinen Dienst gut zu versehen. Alle Leute bis auf ein paar Personen des Kirchenvorstandes waren immer freundlich zu mir, haben sich für meine Gottesdienste, meine Besuche und Gemeindeabende bedankt. Wie kann innerhalb kurzer Zeit die Beziehung zwischen Pfarrer und Kirchenvorstand derart massiv abstürzen? Pfarrer sind in der Regel sensible Personen und neigen dazu, den Fehler eher bei sich zu suchen. Wenn man aber keinen eigenen Fehler erkennen kann, der solche Reaktionen rechtfertigen würde, gerät man in eine starke Verwirrung.

Für mich als damaligen unerfahrenen Berufsanfänger hat dieses Erlebnis noch zwei weitere gravierende Folgen gehabt: Ich habe erstens mein Grundvertrauen zum christlichen Umgang in einer Gemeinde verloren. Ich war bis dahin fest davon überzeugt, dass man gerade unter Christen offen und ehrlich zu einander ist. Dass man sich gegenseitig ins Gesicht sagt, was man voneinander erwartet und sich wünscht und nicht hinten herum solange Stimmung macht, bis eine Bombe platzt. Und ich habe zweitens

mein Vertrauen in die kirchliche Obrigkeit verloren. Ich war überzeugt, dass der Dekan sich hinter mich stellen wird, dass hier die vielbeschworene Fürsorgepflicht des kirchlichen Arbeitgebers zum Tragen kommt. Ich fiel aus allen Wolken, als der Dekan – und ausgerechnet dieser, sich so aufgeschlossen gebende Dekan – sich eindeutig auf die Seite des Kirchenvorstandes stellte und mir überhaupt keine Möglichkeit gab, die Dinge aus meiner Sicht darzustellen. Ich habe mich verraten gefühlt. Das hat mich eigentlich am meisten getroffen. So sehr, dass ich mir eine zeitlang überlegt habe, ob ich vielleicht doch noch den Beruf wechseln soll. Aber mit über dreißig Jahren und Familie geht das eigentlich nicht mehr.

Im Verlauf der Supervision, die ich dann in Anspruch nahm, wurde mir langsam deutlich, was sich abgespielt hat. Ein Platzhirsch wurde verunsichert durch die Tatsache, dass da ein junger und netter Pfarrer kam, dem er die Zügel wieder übergeben musste. Ein willkommenes Schlachtfeld, auf dem er sich weiter bewähren und erfolgreich gegen den Pfarrer konkurrieren konnte, war der Umbau der Pfarrscheune. Als die Dorfbewölkerung langsam merkte, was geschah, sah sie die willkommene Gelegenheit, sich des schon lange unbeliebten Machtinhabers und seiner Gefolgschaft zu entledigen, indem sie sich hinter den Pfarrer stellte. Es hat sich zweierlei Mobbing abgespielt: Der Kirchenvorstand hat den Pfarrer gemobbt und die Gemeinde dann den Kirchenvorstand. Der psychologische Schaden war am Ende für alle Beteiligten groß. Der Kirchenvorsteher und seine Gefolgschaft verloren ihre Macht, ich habe mein Vertrauen verlo-

ren und die Gemeinde für längere Zeit ihren Frieden.

Nun hatte ich allerdings noch Glück, dass es für mich ohne dienstliche Konsequenzen ausgegangen ist. Andere geraten durch solche Geschichten und Intrigen ehe sie es sich versehen in die unsäglichen Mühlen eines Amtsenthebungsverfahrens und finden sich am Ende in den Wartestand versetzt, aus dem nach drei Jahren ohne geglückte Neubewerbung auch der vorgezogene Ruhestand werden kann mit all seinen einschneidenden Folgen. Man stelle sich vor, man wird mit 50 Jahren in den Ruhestand versetzt. Die finanziellen Konsequenzen sind schon gravierend. Hinzukommt, dass man das Pfarrhaus und seinen Dienstort verlassen muss. Man verliert nicht nur seine vertraute Umgebung, sondern auch sein soziales Umfeld. Und oft ist man ja nicht allein, sondern hat eine Familie, die auch durch die dienstliche Maßnahme betroffen wird, obwohl sie völlig unschuldig ist. Die Frau ist vielleicht am Ort oder in der Nähe berufstätig. Die Kinder gehen am Ort oder in der Nachbarschaft zur Schule, werden nun gehänselt und müssen ihre Freunde verlassen.

Mindestens ebenso schwerwiegend sind allerdings die psychischen Auswirkungen. Man verliert sein Ansehen, nicht nur in der kirchlichen, auch in der politischen Gemeinde und oft auch im Kollegenkreis, wo man als „schwieriger Fall“ eingestuft wird. Die persönliche Reputation wird beschädigt. Man fühlt sich wie ein Paria, ausgestoßen, stigmatisiert. Und man empfindet sich, zumindest mit einem Teil seines Selbst auch als Versager. Man erleidet, psychologisch gesprochen, eine tiefe narzisstische Krän-

kung, aus der sich möglicherweise sogar eine traumatische Belastungsstörung entwickelt. Eine Amtsenthebung ist immer ein traumatisierendes Geschehen. Zur Verunsicherung und zum Vertrauensverlust kommt in der Regel das tief wurmende Gefühl, ungerecht behandelt worden zu sein. Das ist auch bei denen so, wo eine Amtsenthebung möglicherweise aufgrund ihres persönlichen Fehlverhaltens gerechtfertigt war. Man versinkt innerlich in einem Sumpf aus Wut, Verzweiflung, Resignation, Ohnmacht und Depression. Es kann zu einem Burnout kommen oder zu organischen Reaktionen, wie Bluthochdruck, Kopfschmerzen, Bandscheibenvorfall, Tinnitus etc., sogar zu einem stressbedingten Herzinfarkt. Und manchmal hält ein/e Betroffene/r den inneren und äußeren Druck nicht mehr aus und nimmt sich sogar das Leben. Menschen, die so ein Verfahren durchgemacht haben, verlieren oft den Glauben an sich selbst, an die Kirche und manchmal sogar an Gott.

Und man soll nicht meinen, hier handele es sich um Einzelfälle. Inzwischen haben, wenn ich recht informiert bin, mehrere hundert Personen innerhalb der EKD diese Erfahrung gemacht. Allein in meiner bayerischen Kirche, wurden in den letzten drei Jahren über 25 solcher Verfahren angestrengt. Immerhin haben wir eine kirchliche Konfliktberatungsstelle, die bei drohenden Verfahren eingeschaltet wird und manches im Vorfeld noch abwenden kann. Allerdings sagte mir die Leiterin dieser Stelle, dass, wenn das förmliche Verfahren einmal eröffnet ist, der Ausgang, nämlich die Amtsenthebung des Pfarrers, meistens schon fest steht. Die Kirchenleitungen verfahren in der Regel nach

dem Motto: eine nachhaltige Störung kann man nicht mehr beheben. Einen Pfarrer kann man versetzen, die Gemeinde aber nicht. Der Verein David hat in seinen Veröffentlichungen, vor allem in dem Sammelband mit dem Titel „Berufung – Rufmord – Abberufung, viele erschütternde Fälle beschrieben. Erschütternd vor allem deshalb, weil in vielen dieser Fälle tatsächlich Rufmord geschah. Eine kleine Gruppe von Personen macht sich daran, das Ansehen einer Pfarrperson zu demontieren, obwohl diese sich nichts zuschulde kommen ließ. Die Erschütterung wird noch verstärkt dadurch, dass dem Pfarrer, der Pfarrerin sobald das Verfahren eröffnet ist, ein Maulkorb verpasst wird. Er bzw. sie darf sich nicht verteidigen. Er darf die mobbende Gruppe nicht mit ihren Vorwürfen konfrontieren. Und der Gipfel der Ungerechtigkeit besteht darin, dass er gegen seine Enthebung und die Vorgänge wie es dazu kam, nicht einmal zivilrechtlich vorgehen kann, weil sich die Gerichte auf den Standpunkt stellen, dass das Kirchenrecht seine eigene Hoheit hat.

Übrigens sehen sich nicht nur Pfarrer/innen dem Mobbing ausgesetzt, sondern auch andere kirchliche Mitarbeitende, Diakone, Religionspädagoginnen, Gemeindeferentinnen u.a. Sie können sich aber in der Regel auch mit zivilrechtlichen Mitteln zur Wehr setzen, mit ihren verbeamteten Pfarrer/innen hingegen kann die Kirche nach Gutdünken, bzw. unangefochten von staatlichen Rechtsgrundsätzen nach ihrem eigenen hoheitlichen Kirchenrecht verfahren. Übrigen soll auch nicht verschwiegen werden, dass es natürlich auch mobbende Pfarrer gibt, die anderen Kollegen oder Mitarbei-

tenden so lange zusetzen, bis sie zusammenbrechen.

Schon seit etlichen Jahren haben sich diese so genannten „Kooperationskrisen“ zwischen Pfarrern und dem engeren Mitarbeitendenkreis verschärft. Hartmut Stoll, der Gründungsrektor des Hauses Respiratio auf dem Schwanberg, wo viele derer, die solche Dinge erlebt haben, schließlich für einige Zeit Zuflucht finden, schrieb in seinem Rechenschaftsbericht anlässlich seiner Emeritierung vor etwa zehn Jahren, ich zitiere:

„Neben den Erschöpfungskrisen (Burn-out-Syndrom), Beziehungskrisen und den existenziellen und spirituellen Krisen (Sinn-, Berufungs-, geistliche Erschöpfungskrisen), die uns in unserer Arbeit im Haus „Respiratio“ begegnen, mehren sich in den letzten Jahren die Kooperations-Krisen. So vergeht kaum ein Kurs, in dem nicht einer oder mehrere unserer Gäste in einen sehr zugespitzten Konflikt in der Zusammenarbeit mit dem Kirchenvorstand oder Kirchengemeinderat, mit Kollegen, Kolleginnen oder Vorgesetzten verwickelt sind. Nach meiner Wahrnehmung werden solche Konflikte häufiger und nehmen auch massivere Formen an. Nicht selten hat sich für die betroffenen Gäste der Konflikt als so belastend und ausweglos entwickelt, dass nur noch eine Alles-oder-Nichts-Lösung in Frage zu kommen scheint, das heißt in der Regel: Stellenverlust für den betroffenen kirchlichen Mitarbeiter und unter Umständen drohender Wartestand. Naturgemäß bekommen wir in unserer Arbeit nur eine Partei der Konfliktbeteiligten zu Gehör und zu Gesicht, also den betroffenen Pfarrer, die Pfarrerin beziehungsweise den kirchlichen Mitarbeiter, die Mitarbeiterin. Von

ihnen wird uns immer wieder von massivem Druck, von Intrigen, auch übler Nachrede und Formen von Mobbing von Seiten etwa des Kirchenvorstandes oder des Kirchengemeinderates berichtet. Die Konfliktgegner erscheinen nach außen hin als sehr fordernd und machtbewußt, zum Teil als Vertreter von ganz dezidierten Vorstellungen über richtige Frömmigkeits- und Lebensstilformen, an denen sie die hauptamtlich Mitarbeitenden messen und oft verurteilen, wenn sie diesen Vorstellungen nicht zu entsprechen scheinen. Unter dem Ansturm massiver Infragestellung ihrer Arbeit und geistlichen Existenz, unter oft sehr rigide erscheinenden Forderungen und Bedingungen, geraten die betreffenden Gäste unter einen erheblichen seelischen Druck, der sich häufig auch in entsprechenden psychosomatischen Beschwerden wie Schlafstörungen, Bluthochdruckkrisen, Magen- und Herz-Kreislauf-Symptomen niederschlägt. Das macht es solchen Menschen anfangs oft sehr schwer, den notwendigen inneren Raum zu selbstreflexiver Arbeit - Wahrnehmen und Bearbeiten des eigenen Anteils am Konfliktgeschehen - zu gewinnen.“¹

Woher kommt es, dass sich solche Ereignisse in den letzten Jahren häufen? Es hat sicher nicht zuletzt auch mit der Grundkultur innerhalb der Kirche und ihrer Gemeinden zu tun. Gemeinhin gilt und gibt sich vor allem die Kerngemeinde als das Biotop der „netten Leute“. Hier ist man immer willkommen, hier wird einem immer irgendwie geholfen, hier geht es freundlicher zu als sonst

auf der Welt. Das Schlimmste aber, was im Club der netten Leute passieren kann, ist die Aggression bzw. genauer: die offen geäußerte Aggression. Aus psychologischer Sicht würde man hier von einem einem neurotischen und neurotisierenden Milieu sprechen, weil ein Teil der Lebensenergien verdrängt bzw. nicht zugelassen wird. Unter der Fassade freundlicher Geselligkeit und christlicher Nächstenliebe, die das Milieu an der Oberfläche beherrscht, geht es aber nicht selten ganz anders zur Sache. Eifersüchteleien, Falschheit, Machtgerangel, denunziatorische Motive, ja manchmal sogar Erpressungsmethoden trüben das Bild.

Manfred Josuttis spricht in diesem Zusammenhang von einer „sozialen Kastration“. Er weist darauf hin, dass für Pfarrerinnen und Pfarrer, die sich permanent in diesem Milieu bewegen und sich ständig der Projektion ausgesetzt sehen, doch der netteste aller netten Menschen sein zu sollen, daraus Gefährdungen für ihre Persönlichkeit erwachsen. Ich zitiere ihn: *„Die soziale Kastration, die zur Lebenswelt der netten Menschen gehört, betrifft nicht nur den Bereich der Sexualität, wie besonders die jüngere Generation häufig beklagt. Viel gravierender ist die Unterdrückung von aggressiven Regungen, die in einem solchen sozialen Klima verlangt wird. Man darf nie seine Wut herauslassen. Man muss alle in allen Lagen verstehen. Man muss zu allen gleich freundlich sein. Man darf niemals nein sagen! Wer solche ungeschriebenen Verhaltensgesetze wirklich ernst nimmt, wird im Kern seiner personalen Existenz deformiert. ... Er wird natürlich auch in theologischer Hinsicht beschädigt. ... Weil im Milieu der Ortsgemeinde*

¹ Stoll Hartmut, Aus der Seelenfinsternis ans Licht. Rückblick auf sechs Jahre „Respiratio“, in: Nachrichten der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, 55. Jg. Nr. 7, Juli 2000, 211-214, 211f.

*Harmonie herrschen soll, werden alle Entscheidungen, die Menschen in irgendeiner Hinsicht verletzen können, nach Möglichkeit vermieden. 'Vergeben' im Sinn von Übersehen und Vergessen, das ist im Milieu das pastorale Metier.*²

Noch einmal potenziert begegnet den Pfarrern und Pfarrerinnen diese spezifische Grundhaltung nicht selten im Kreise ihrer Mitarbeitenden. Es tut weh, dies so deutlich zu sagen, aber manchmal drängen sich gerade auf der Gemeindeebene Individuen in Mitarbeiterfunktionen, die auf anderen sozialen Ebenen mit ihrer Persönlichkeitsstruktur nicht zum Zuge kommen und nun die Plattform der Gemeindefest dazu nutzen, ihr Bedürfnis nach Selbstdarstellung und ihre psychischen Konflikte auszuagieren. Man sollte ja annehmen, dass eine Schar von MitarbeiterInnen eine wirklich ins Gewicht fallende Entlastung darstellt. Nicht selten aber ist es gerade umgekehrt so, dass die Belastung der PfarrerInnen mit der Zahl ihrer Mitarbeitenden nicht absondern zunimmt, weil der Bereich „Mitarbeiterführung und -pflege“ einen erheblichen Teil ihrer seelischen Energie und Arbeitszeit in Anspruch nimmt.

Hinzu kommt, dass die Mitarbeitenden in den letzten Jahren immer selbstbewusster geworden sind. Das ist einerseits sehr zu begrüßen. Andererseits führt es aber dazu, dass immer mehr zu wissen meinen und dies dann auch sehr deutlich äußern, wie der Pfarrer seine Arbeit richtig zu machen habe. Ein württembergischer Oberkirchenrat hat in diesem Zusammenhang einmal das

Wort vom „allgemeinen Pfarrertum aller Mitarbeitenden“ geprägt. Ich habe es selbst erlebt. In einer meiner Gemeinden war eine allseits beliebte Lehrerin, die auch den Kindergottesdienst hielt und die Jungschar leitete. Eines Tages kam sie auf mich zu mit der Bitte, einen mehrwöchigen Prädikantenkurs machen zu dürfen. Danach arbeitete sie regelmäßig im Gottesdienstturnus mit und sie machte das auch wirklich gut. Bei einem Gemeindefest kam die Rede auf manche Probleme, die wir Pfarrer heute haben. Da platzte es impulsiv aus einer älteren Dame heraus: „Ach, bei uns brauchen wir eigentlich gar keinen Pfarrer, wir haben ja die Frau XY.“ So eine Stimmung ist gefährlich. Hier wird nicht nur ein ganzer Berufsstand in seinem Ansehen beschädigt, es sinkt auch die Hemmschwelle, dem Pfarrer, der doch ohnehin nur das macht, was alle anderen auch können, einmal eine hineinzuwürgen. Nur, keine Krankenpflegehelferin würde sich anmaßen, Operationen durchzuführen und kein Hausmeister einer Schule käme auf die Idee selbst den Unterricht zu halten.

Aus dem Dienst gemobbt – was kommt danach? Danach kommt in der Regel erst einmal eine dunkle Zeit, die es durchzustehen und zu durchleiden gilt. Viele Betroffene haben nicht die Kraft, diese Kränkung alleine zu bewältigen. Aber es gibt inzwischen Einrichtungen und Netzwerke, die in der Lage sind, Menschen bei der Bewältigung solcher Erlebnisse zur Seite zu stehen. Haus Respiatio habe ich schon genannt. Auch im Norden der EKD entsteht gerade so eine Einrichtung. Am besten wäre man sicher in den Händen eines ausgebil-

² Josuttis Manfred, *Der Pfarrer ist anders - Aspekte einer zeitgenössischen Pastorathologie*, München 1982, 79.

deten Psychotraumatologen bzw. einer Traumatologin aufgehoben. Diese Fachkräfte wissen am besten, wie man jemand, der traumatisierende Erfahrungen erlebt hat, zunächst stabilisieren und dann seiner verwundeten und dissoziierten Psyche allmählich wieder zur Integration verhelfen kann. Dabei werden im weiteren Verlauf der Therapie aber auch die eigenen Anteile, die zur Entwicklung des Geschehens beigetragen haben, angeschaut und bearbeitet. Wichtig ist in jedem Fall auch, dass die betroffene Person lernt, sich selbst zu vergeben, dass ihr diese Schmach widerfahren ist.

Nach wie vor gilt freilich: Ein Gramm Prävention wiegt schwerer als ein Zentner Therapie. Viel besser wäre es, zu verhindern dass das Kind überhaupt in den Brunnen fällt, als es dann mühsam wieder herauszuholen. Damit sich Beziehungsprobleme nicht so aufschaukeln können, müssten sie schon lange bevor es zu einem Verfahren kommt, erkannt und bearbeitet werden, am besten unter fachkundiger Begleitung von Konfliktbeauftragten. Präventiv wirksam wäre sicher auch eine regelmäßig in Anspruch genommene Supervision. Sie bietet eine geeignete Plattform, berufliche Beziehungsprobleme zu thematisieren und zu analysieren.

Eine hohe Sensibilisierung für Beziehungshygiene und Konfliktprävention ist natürlich auch die Aufgabe der jeweiligen Vorgesetzten. Vor allem die Dekane und Superintendennten müssten im Rahmen der Vorbereitung auf ihren Dienst auch mit diesen Themen befasst und dazu befähigt werden, rasch einzugreifen, wenn sich eine Beziehungskonstellation aufzuschakeln droht.

Wenn dann aber doch ein Verfahren wegen einer nachhaltigen Störung bei der Wahrnehmung des Dienstes eingeleitet worden ist, müssten fairerweise grundsätzlich beide Konfliktparteien, also nicht nur der Pfarrer oder die Pfarrerin, sondern auch die Kirchenvorsteher bis zum Ende des Verfahrens von ihren Funktionen entbunden werden. Sollte sich herausstellen, dass die erhobenen Vorwürfe haltlos sind, müsste der gesamte Kirchenvorstand oder zumindest die Betreiber des Mobbings dann aus ihrem Vorstandsamt entlassen werden. So wird es z.B. in der methodistischen Kirche gehandhabt, das finde ich wesentlich fairer. Auf keinen Fall aber ist es, weder juristisch noch menschlich, zu dulden, dass einer der Konfliktparteien durch Maulkorberlasse die Möglichkeit genommen wird, sich angemessen zu verteidigen. Es geht hier letztlich nicht nur um Gerechtigkeit innerhalb einer Institution, sondern auch um ihre Glaubwürdigkeit vor der weltlichen Öffentlichkeit.

Last not least müsste die Kirchenleitung zumindest den amtsenthobenen Pfarrern, denen keine groben Verfehlungen zur Last gelegt werden konnten, sondern die nur wegen diffuser Stimmungen ihres Dienstes enthoben werden, aktiv und vorurteilslos beistehen, das sie bald wieder eine angemessene Stelle bekommen.

Wir haben es hier aber nicht nur mit psychologischen, sozialen und dienstrechtlichen Vorgängen zu tun. Der ganze Komplex hat auch eine deutliche theologische Dimension.

Liest man die vom Verein David beschriebenen Fallbeispiele, erschrickt man, mit welcher buchhalterischer und formaljuristischer Selbstgewissheit mitunter von den Rechts- und Perso-

nalabteilungen der Kirchen wesentliche Grundsätze unserer christlichen Glaubens übergangen werden. Vor allem Kollegin Kittel hat in vielen deutlichen und eindrucklichen Beiträgen und Leserbriefen immer wieder betont: Dass üble Nachrede in der Nachfolge Christi keinen Platz haben soll, und erst Recht nicht falsch Zeugnis wider den Nächsten. Dass Christen einander nicht mobben und fertig machen sollen. Dass Beschuldigte die Gelegenheit bekommen sollen, sich zu verteidigen. Dass man jemandem seine Fehler nicht anrechnen soll. Dass man sich versöhnen und jedem die Chance auf einen neuen Anfang geben soll. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.